

dtv

In den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs ist Breslau zur Festung erklärt worden. Hier will sich das Naziregime bis zum letzten Augenblick verschanzen. Eberhard Mock ist mittlerweile zweiundsechzig und ehemaliger Offizier der Abwehr, der mit einer schweren Kriegsverletzung zu kämpfen hat. Als die Nichte einer bekannten Nazigegnerin tot aufgefunden wird, beginnt er auf eigene Faust zu ermitteln. Mock bewegt sich auf seinem Motorrad durch die Ruinen der Stadt, taucht in die Unterwelt ihrer geheimen Gänge hinab, begibt sich in ihre düstersten Winkel. Er ist hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, den Tod des jungen Mädchens aufzuklären, und der Notwendigkeit, Breslau zu verlassen und seine Frau in Sicherheit zu bringen. Dann trifft er eine Entscheidung: Er wird seine letzte Ermittlung in Breslau führen.

»Historisch genau, erzählerisch lustvoll und düster im Milieu ist die preisgekrönte Buchreihe um Kommissar Eberhard Mock. In seiner intelligent und fesselnd geschriebenen Serie geht der Autor weit über das Genre des Kriminalromans hinaus.« (Christina Hubbeling in der »Neuen Zürcher Zeitung am Sonntag«)

*Marek Krajewski*, 1966 geboren, ist Altphilologe und war Dozent an der Universität Wrocław. Seine höchst erfolgreichen Krimis mit dem Antihelden Eberhard Mock wurden in Polen mit dem »Paszport Polityki«-Preis und als »Krimi des Jahres« ausgezeichnet und in Deutschland auf die KrimiWelt-Bestenliste gewählt.

Marek Krajewski

# Festung Breslau

Kriminalroman

Aus dem Polnischen  
von Paulina Schulz

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Marek Krajewski  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Tod in Breslau (dtv 21181; spielt 1933)  
Der Kalenderblattmörder (dtv 21092; spielt 1927)  
Gespenster in Breslau (dtv 21150; spielt 1919)  
Pest in Breslau (dtv 24727; spielt 1923)

Ungekürzte Ausgabe  
September 2009  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
© 2006 Marek Krajewski  
Titel der polnischen Originalausgabe:  
»Festung Breslau«  
© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Mit freundlicher Genehmigung von  
Wydawnictwo W.A.B., Warschau  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: »Thé à quatre (heures)« (2002) von Juarez Machado  
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten  
Gesetzt aus der Bembo 10,35/13,82`  
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21182-6

*Ultio doloris confessio est.  
Die Rache ist das Eingeständnis des Leidens.*

Seneca, »Über den Zorn«

*Schließlich kam jener Bote in einer Maske aus  
Blut Schlamm Jammern  
stieß unverständliche Laute aus wies mit der Hand  
Richtung Osten  
es war schlimmer als der Tod denn  
weder Gnade noch Furcht  
und ein jeder braucht doch Läuterung in seiner letzten Minute*

Zbigniew Herbert, »Der Bote«  
aus dem Band »Bericht aus der belagerten Stadt«



*Wien, Dienstag, den 23. März 1954,  
zwei Uhr nachmittags*

Walter Kridl, der Rezeptionist im Wiener Hotel »Kärntner Hof«, rasselte nervös mit seinen Schlüsseln und beobachtete misstrauisch einen alten Mann, der sich schwer in einen der in der Halle stehenden Sessel fallen ließ und sich mit dem Hut Luft zufächelte, um den Schweiß zu trocknen, den der warme Frühlingstag auf seine Stirn hatte treten lassen. Der Rezeptionist Kridl traute solchen Gästen nicht, die ihn mit ihrer übertriebenen Eleganz, dem Glanz von Siegelringen und Manschettenknöpfen sowie mit den an den Schädel geklebten Haarsträhnen an Schmuggler, Gangster oder Geheimagenten erinnerten, die in der Donaumetropole, wo die Besatzungszonen aufeinandertrafen, das große Geld machten. Solche Leute versuchten mit dichten Bärten und riesigen Sonnenbrillen ihre ehemalige – oft faschistische – Identität zu verschleiern; und außerdem mühten sie sich, ihre altersbedingte Impotenz zu verbergen, indem sie sich minderjährige Prostituierte aufs Zimmer bestellten.

Da sitzt wieder so einer breitbeinig da, dachte Kridl feindselig und starrte den alten Mann an, der mit weit gespreizten Beinen dasaß. Gleich wird er mit der Zigarette gegen die Zigarettendose klopfen, die bestimmt aus jüdischen Goldzähnen gemacht ist, dann wird er aromatischen Rauch im ganzen Raum verbreiten, mit den Fingern schnippen und nach einem »Fräulein mit üppiger Figur« verlangen.

Doch der Mann verhielt sich mitnichten so, wie es der Rezeptionist erwartete. Weder verlangte er nach etwas noch steckte er sich die Zigarette an; und sein harter, borstiger Bartwuchs und die riesige Brille mit den schwarzen Gläsern sollten nicht seine peinliche Vergangenheit verhüllen, sondern rötlich-weiße Brandnarben. Vielleicht das eine wie das andere, dachte Kridl unnachgiebig

bei sich. Der Rest: der Siegelring, die goldene Armbanduhr, die spiegelblanken Schuhe, sein sonderbares Deutsch mit einem Kridl unbekanntem Akzent, war beunruhigend und passte nur zu gut zu dem Klischee eines hohen Tieres der Wiener Unterwelt, das hier, in dem brackigen Wasser des Vier-Mächte-Sektors, auftauchte, um obskure Geschäfte zu tätigen.

Und auch die Leute, die jetzt auf der Treppe erschienen, beunruhigten den Empfangschef. Er hatte sie zum ersten Mal am Tag zuvor gesehen – vier junge Männer, die zusammen mit einem Bessenen, dessen Hut bis über die Augen gezogen war, in die Hotelhalle gestürmt waren. Sie hatten den Betrunkenen in denselben Sessel geworfen, in dem nun der greise Mann mit dem vernarbten Gesicht lehnte, und sich auf eine Reservierung berufen, welche die Polizeidirektion einige Tage zuvor arrangiert hatte. Der Rezeptionist stellte keine Fragen, warf lediglich einen Blick auf den Polizeiausweis, ausgestellt auf einen gewissen Jörg Hanuscek, händigte dem Besagten die Schlüssel zum Zimmer Nummer fünf aus, ließ den ihm zugesteckten Zwanzigschillingschein rasch in der Hosentasche verschwinden und beobachtete, wie die Schuhspitzen des Betrunkenen gegen jede einzelne Stufe der Treppe schlugen und wie die knappen Jacketts der Polizeibeamten beinahe über ihren massigen Rücken aufplatzten.

Nach einer Weile schaltete er die immer noch funktionierende Abhörvorrichtung ein, welche die Gestapo hier installiert hatte, nachdem sich Österreich freudig dem Tausendjährigen Reich angeschlossen hatte; er drehte den Knopf auf Fünf und drückte das vor Neugierde glühende Ohr an die Hörvorrichtung. Leider waren die aus Zimmer Nummer fünf kommenden Geräusche enttäuschend. Vierundzwanzig Stunden lang übertrug die Leitung lediglich das Scharren von Schuhen auf dem Fußboden und das Rauschen des Klosetts. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang sprach niemand in der Fünf ein Wort.

Auch jetzt sprachen die Bewohner des Zimmers Nummer fünf und der alte Mann, der sich bei ihrem Anblick aus seinem Sessel erhoben hatte, kein Wort. Der Alte nahm für einen Moment

die Brille ab, und Kridl konnte seine blutunterlaufenen hervortretenden Augen in den zernarbten Augenhöhlen sehen. Anders als auf Kridl machte dieser Anblick auf die Agenten keinerlei Eindruck. Sie nickten nur und wiesen dem ältlichen Dandy den Weg zur Treppe. Als sie im Flur verschwanden, stellte Kridl den Knopf auf Fünf und legte sein Ohr an das Rohr. Er drehte den Lautstärkeknopf auf und konzentrierte sich. Auf einmal brannte sein Ohr – doch diesmal nicht vor Neugier, sondern wegen eines heftigen Schlags, der ihn vom Stuhl fegte. Kridls schmächtiger Körper wirbelte durch den engen Dienstraum, und seine Schuhe schlugen gegen die Holzwände.

»Es ist nicht fein, gar nicht fein, so zu lauschen«, murmelte ein großer Mann mit Hut und beugte sich über Kridl. Der nächste und letzte Schlag ließ den Rezeptionisten vorübergehend ertauben. Er lag immer noch auf dem Boden, die Zunge schwoll in seinem Mund an und die Augäpfel in ihren Höhlen.

Der Mann mit dem Hut stellte neben die Hörvorrichtung des Lauschsystems ein Gerät, das wie ein kleines Transistorradio aussah, machte es an, hob die Klappe der Theke, die die Rezeption von der Hotelhalle trennte, und befand sich auf Kridls Arbeitsplatz. Er setzte den Empfangschef auf seinen Stuhl, schob ihm mit einem flachen Schlag die Dienstmütze in die Stirn, beugte sich über ihn und schrieb auf einen Zettel:

*Fass es nicht an, sonst knallt es! Ich stehe direkt hinter dir.*

Dann begab er sich hinter den Vorhang, der die Rezeption vom Büro dahinter trennte, nahm einen ebensolchen Gegenstand wie den, den er neben das Rohr gestellt hatte, heraus und positionierte ein Mikrofon daneben, das er an ein kleines Tonbandgerät anschloss. Mit einem Kabel verband er den anderen Anschluss an dem Bandgerät mit einem kleinen Hörer, den er sich ins Ohr drückte, und begann zu lauschen.

». . . eine Bescheinigung, dass wir tatsächlich vom Mossad sind? Soll ich Ihnen etwa einen Stempel zeigen? Und Sie weisen sich dafür als CIA-Agent aus . . .«

»Lassen Sie die Ironie. Sollte ich in dem Mann, den Sie mir zei-

gen, diesen Kriegsverbrecher erkennen – und die Herrschaften sind nicht von dort, wo sie behaupten, sondern kommen beispielsweise aus OdeSSA – was dann?»

»Sehe ich aus wie ein SS-Mann? Sie sind ein alter Mann und unser Gast obendrein. Deswegen will ich über diese Beleidigung hinwegsehen. Reicht Ihnen meine KZ-Nummer oder soll ich Ihnen sonst noch etwas zeigen?»

»Ja. Zeigen Sie mir den Mann.« (Türenschiagen.)

»Hier ist er. Sitzt auf dem Klo. Avram, zieh ihm die Maske ab!«  
(Das Rascheln von Stoff.)

»Kennen Sie diesen Mann?»

(Ein Moment des Schweigens.)

»Nein, ich kenne ihn nicht. Bitte, sagen Sie mir doch, für wen Sie ihn halten. Vielleicht würde es mir helfen.«

»Wozu? Wenn Sie ihn nicht erkennen, möchten wir Ihnen danken – und dieser Mann wird freigelassen.«

»Ist Ihnen nicht bekannt, dass bei Kriegsverbrechen das Opfer oft alles aus seinem Gedächtnis verdrängt?»

»Sie waren ein Opfer? Soweit wir wissen, waren Sie eher ein Befehlshaber.« (In gereiztem Ton:) »Na los! Schauen Sie ihn sich noch mal an!«

»Befehlen kannst du deinen Jungs in der Judäa-Wüste!« (Türenschiagen.)

»Hauptmann Mock, warten Sie bitte einen Moment! Verzeihung. Ich habe mich im Ton vergriffen. Er heißt Helmut Crestani und ist ein Geschäftsmann aus Salzburg. Wir vermuten, dass er in Wirklichkeit der ehemalige SS-Obersturmbannführer Hans Gnerlich ist, stellvertretender Kommandant des Konzentrationslagers Groß-Rosen und später Kommandant des Arbeitslagers in Breslau.«

»Nein, das ist gewiss nicht Hans Gnerlich.«

»Sind Sie sicher?»

»Ja, ich bin mir ganz sicher, dass er es nicht ist.«

(Langes Schweigen.)

»Wir danken Ihnen, Herr Hauptmann. Auf Wiedersehen!«

»Auf Wiedersehen.«

(Türenschiagen.)

»Avram, gebt ihm zu trinken und schafft ihn unauffällig in sein Hotel!«

Der alte Mann ging flink die Treppe hinunter. Diesmal muster- te ihn Walter Kridl nicht; in seinen Ohren dröhnten die Glocken einer Kathedrale. Er blickte den Mann weder an, als sich dieser der Rezeption näherte, noch, als er daran vorbeiging. Auch hob Kridl den Kopf nicht, als der Alte und der großgewachsene Mann mit Hut gemeinsam die Hotelhalle verließen. Durch das Dröhnen des Glockenerzes schraubte sich ein hoher Laut – die Türglocke. Auch ein Satz, von dem alten Mann mit dem verbrannten Gesicht gesprochen, drang zu ihm durch.

Kridl war sich nicht sicher, ob er richtig gehört hatte, und als er eine Woche später von der Polizei verhört wurde, erwähnte er immer wieder die ohrenbetäubenden Glocken, bevor er das wiederholte, was er aus dem Mund des alten Mannes vernommen zu haben glaubte. Doch bevor er den Wortlaut wiedergab, ließ er sich lang und breit über den Ton von dessen Stimme aus, die von Freude und Erleichterung erfüllt gewesen sein sollte. Erst als die Verhörenden schließlich die Geduld verloren, vertraute ihnen Kridl an, was der Alte ausgerufen hatte:

»Wir haben ihn!«

*Wroclaw, Dienstag, den 25. April 1950,  
neun Uhr morgens*

Hauptmann Władysław Baniak lehnte seinen schweren Körper gegen die Fensterbank, pustete irritiert auf die verstaubten Wedel des Farns und starrte dumpf auf die Staubpartikelchen, die im Sonnenlicht herumwirbelten. Dann wandte er seine vor Müdigkeit blutunterlaufenen Augen zur sonnenüberfluteten Łąkowa-Straße, auf der drei Mercedes-Wagen standen – geschützt von

zwei Wachmännern in Uniformen des Korps für Innere Sicherheit. Auf dem leeren Platz, an dem einst eine riesige Synagoge (oder wie es einmal ein Mitarbeiter von Baniak, ein Autochthoner, formuliert hatte: »eine Perle der jüdischen Architektur«) gestanden hatte, die in der Reichskristallnacht von den Nazis angezündet worden war, spielten nun ein paar Jungs, anstatt die Schulbank zu drücken, und schossen aus Holzgewehren aufeinander. Baniak war verärgert über ihr Gebrüll, weil es die Würde des Ortes und der Institution, für die er arbeitete, verhöhnte. Wenn schon jemand an diesem Ort schreien sollte, so waren es nicht diese Hosenscheißer – es müssten die Feinde der Volksregierung sein, mit denen Hauptmann Baniak die Kasematten des ehemaligen Gestapo-Sitzes am alten Stadtgraben füllte.

Der Gedanke an die Juden und die Synagoge half ihm nicht dabei, den Kater loszuwerden, den er sich gestern zugezogen hatte; er hatte im Restaurant »U Fonsia« mit einer Flasche Wodka angefangen und in seiner Wohnung am Platz der Schlesischen Aufständischen weitergemacht, wobei ihm tapfer sein Chauffeur und zwei Mädchen aus dem Bahnhofsviertel zur Seite standen.

Wenn er an Juden dachte, fiel ihm unweigerlich sein Vorgesetzter, Major Antoni Fridman, ein. Gerade heute früh hatte dieser seinen länglichen Kopf in das Büro von Baniak gesteckt und ihm befohlen, einen Fall zu übernehmen, dessen Lösung Baniaks intellektuelle Möglichkeiten bei weitem überstieg. Baniaks schulische Erfolge beschränkten sich nämlich auf den Besuch der Grundschule und eines neunmonatigen Kurses für Politoffiziere. Fridman war Absolvent der juristischen Fakultät der Universität von Lemberg und er genoss es sehr, Baniak mit unverständlichen Worten zu quälen. Heute hatte er ihm die Akte des Falls auf den Schreibtisch geworfen, mit den Worten, man könne diese Untersuchung nicht erst »ad calendae graecas« abarbeiten, wobei er wohl Sankt-Nimmerleins-Tag meinte – dabei schnalzte er mit der Zunge und seine eng beieinander stehenden Augen rollten hin und her.

Baniak spuckte in eine Zimmerecke und rieb mit seinem Schuhabsatz den Speichelklumpen in die gewachsenen Dielenbretter. Ihm war vollkommen bewusst, warum er so rasch befördert worden war – nicht wegen seiner durchschnittlichen Intelligenz oder der bescheidenen Schulbildung, sondern wegen seiner Hartnäckigkeit, seiner Gefügigkeit und der Fähigkeit, die Klappe zu halten. Sogar im schlimmsten Alkoholrausch redete er über nichts anderes als über sein geliebtes Uhow am Narew, wo er als Halbwüchsiger in der Scheune mit den Mädels herumgemacht hatte, wofür er immer von seinem Vater eine gescheuert bekam; und er erzählte jedes Mal von einer gewissen Marynia, die mit ihren muskulösen Beinen den Weißkohl in den Fässern stampfte.

Erst recht war ihm bewusst, dass ihm seine glorreiche Zukunft von seinem alten Frontkameraden Hauptmann Anatolij Klemiato eröffnet worden war, der ihn sich einst unter den Miliz-Mitgliedern in Białystok ausgeguckt hatte; er lobte Baniaks Partisanen-Vergangenheit, seine Erfolge beim Sport und beim Schießen, um ihn anschließend in den Kurs für Politoffiziere zu schicken, bei dem er das Abitur nachmachen konnte. Und Baniak revanchierte sich bei Hauptmann Klemiato mit erbarmungslosem Kampf gegen die Feinde des Systems in der Region Białystok. Sein Wohltäter wusste es zu schätzen und lobte vor seinen Vorgesetzten seinen Schützling und dessen geradlinige Vorgehensweise.

Baniaks glückliches Leben in seiner Heimat hielt einige Jahre an, doch bei der Wrocławer Abteilung der Staatssicherheit, wo er mit seinem Gönner gelandet war, war seine Erfolgssträhne vorbei. Hauptmann Klemiato ging schließlich nach Ostdeutschland, dem der Genosse Ulbricht vorstand, und sein Platz wurde von Major Fridman eingenommen – der nur auf eine Gelegenheit wartete, seinen ungebildeten Untergebenen loszuwerden, um dessen Stelle mit einem Freund, einem ehemaligen Kampfgefährten aus der polnischen Kommunistischen Partei, Edward Marczuk, zu besetzen. Die Mappe, die Baniak gerade in seinen vom Pflügen verhornten Händen drehte, war in seinen Augen wieder mal so eine Schikane seitens Fridmans – Baniak sollte beweisen, wie unfähig

er in Wirklichkeit war. Um so den Boden für Marczuks Diensttritt vorzubereiten.

Zum wiederholten Male sichtete jetzt Baniak den Inhalt der Mappe und befeuchtete hin und wieder den Fußboden mit seinem dicken Speichel. Außer einer kurzen Notiz über das Auffinden einer Leiche und dem Bericht des Pathologen steckte ein mit Bleistift beschriebener Zettel darin, dessen Inhalt Baniak unbekannt war, obwohl er in einer Sprache formuliert war, die er immer wieder in der kleinen Kirche in Uhow gehört hatte: Latein. Ihm platzte beinahe der Schädel bei dem Gedanken, es könnte wieder einmal eine Falle von Fridman sein. Er sah schon in seiner Vorstellung, wie ihm der Major nahelegte, seine Allgemeinbildung zu erweitern, und wie er in Anwesenheit von Fräulein Jadzia Wesolowska, Baniaks Sekretärin, über seine Ignoranz spottete. Baniak hatte sich selbst um Fräulein Jadzia bemüht, allerdings ohne Erfolg – während Fridman sie nach einer knappen und zielgerichteten Attacke, um deren Präzision ihn sogar General Wladimir Glusdowskij, der Eroberer der Festung Breslau, beneidet hätte, für sich gewinnen konnte.

Baniak ging wieder ans Fenster, blickte auf den leeren Platz, wo ehemals die Synagoge gestanden hatte, und erinnerte sich an die schöne Formulierung des Autochthonen: »Da, wo einst die Perle der jüdischen Architektur prangte.« Diese Worte hatte er sogar selbst einmal bei einem Empfang im Präsidium des Städtischen Nationalrates benutzt und dafür spöttisches Geflüster von Fridman geerntet, das dieser in die fein geformten Ohrchen von Fräulein Jadzia sickern ließ. Und plötzlich hatte Baniak eine Erleuchtung. Auf einmal störte ihn das Geschrei der Bälger nicht mehr, die sich darüber stritten, wer bei dem Spiel Deutscher und wer Pole sein sollte. Es war das schwierige Wort »Autochthon«, das in den fünfziger Jahren in Wrocław an der Tagesordnung war und das sich auch die weniger klugen Vertreter der neuen Regierung aneignen mussten, welches die Gedanken des Hauptmanns in eine neue Richtung lenkte – zu einem anderen in Wrocław geborenen Halbdeutschen, den Baniak schon allein deswegen

hasste, weil er vor seinem Namen den frisch erworbenen Dokortitel führte.

Baniak spuckte noch einmal aus: Diesmal düngte er die Erde in dem Topf mit dem Farn, dann öffnete er die Tür zum Vorzimmer. Fräulein Jadzia richtete gerade ihre komplizierte Frisur à la Ingrid Bergman und schaute ihren Chef erwartungsvoll an. Er mochte diesen Blick, der so voller Demut und Tatbereitschaft war.

Er bellte hart und knapp: »Schicken Sie zwei Zivile zur Universität, Manfred Hartner holen! Sie sollen ihn herbringen. So schnell wie möglich! Holen Sie mir seine Akte! Sofort! Na los, Bewegung!«

»Den Doktor Manfred Hartner, der schon einmal bei uns war?«, versicherte sich Fräulein Jadzia.

»Wir leben hier nicht in der Vorkriegszeit!«, brüllte er. »Damals gab es die ganzen Professoren und Doktoren! Jetzt sind alle gleich!«

Er sah Beunruhigung in den Augen des Vorzimmerfräuleins und verließ das Sekretariat, erfüllt vom Gefühl seiner Macht und den Gedanken an Marynias kräftige Beine.

*Wroclaw, Dienstag, den 25. April 1950,  
elf Uhr vormittags*

Als Hauptmann Baniak gerade mit dem Lesen der Personalakte von Manfred Hartner fertig war, informierte ihn Fräulein Jadzia, dass selbiger gerade angekommen sei. Baniak erwiderte, er werde ihn erst später empfangen, und ging aus seinem Büro direkt auf den Flur. Er lief an schlichten, anständigen Burschen aus Masowischen Dörfern vorbei, die Gefangene vor sich hertrieben, und ging hinunter in die Kantine, um zu frühstücken. Er verspeiste Tomatensuppe und eine Portion saure Lunge, wischte beide Teller ordentlich mit Brot aus und erst danach trank er ein Glas Tee und ein ordentliches Glas Wodka. Er spürte, wie sein Kater sich lang-

sam verflüchtigte, und begab sich zurück in sein Büro. Dort angekommen, schaltete er das Radio an und lauschte der Stundenglocke von der Marienkirche in Krakau. Die Schritte des im Turm herumgehenden Wärters und die aufeinanderfolgenden Phrasen des Trompetensignals ließen ihn einschlummern. Aus seinem leichten Schlaf, in dem er von den Flussufern des Narew träumte, riss ihn erst der Schlagertext »Mkną po szynach niebieskie tramwaje« von Maria Koterbska. Er knöpfte seine Uniform zu, bürstete sie rasch ab, schnallte den Gurt eng zu, wobei er geflissentlich seinen immer größer werdenden Bauch ignorierte – dann öffnete er die Tür zum Sekretariat.

»Da hinein!«, sagte er knapp in Richtung eines schwarzhaarigen Mannes mit beginnender Glatze, der auf einem Stuhl saß und in irgendwelchen Notizen blätterte, die in einem Baniak unbekanntem Alphabet verfasst waren.

Der Hauptmann nahm hinter seinem Schreibtisch Platz, dem Dunkelhaarigen wies er den einzigen Stuhl, der sich im Raum befand. Er holte seine Zigarettendose hervor und schob sie seinem Gesprächspartner unter die Nase. Als dieser ablehnte, spürte Baniak ein Aufwallen von Wut. Dieser deutsche Hurensohn ist sich zu fein für meine Zigaretten!, dachte er bei sich.

»Vollständiger Name?«, fragte er und konnte nur mühsam seine Empörung verbergen.

»Dr. Manfred Hartner«, erwiderte der Verhörte im reinsten Polnisch, ohne eine Spur des deutschen »r«.

»Beruf?«

»Universitätsdozent.«

»Wo arbeitet er?«

»An der Universität Wrocław, am Institut für Klassische Philologie.«

»Was unterrichtet er?«

»Altgriechisch. Den attischen Dialekt, um exakt zu sein.«

»Keine Klugscheißereien hier!«, zischte Baniak. »Welcher Herkunft ist er?«

»Ich komme aus einer Intelligenzija-Familie. Mein Vater hieß

Leo Hartner und war Direktor der Universitätsbibliothek in Wrocław, meine Mutter ist Polin, Teresa, geborene Jankiewicz, Hausfrau.«

»Hausfrau«, wiederholte Baniak giftig und setzte zu einem harten Schlag an: »Du bist also Halbdeutscher, Halb-Nazi, richtig, du faschistische Sau?«

»Die Tatsache, dass ich deutscher Abstammung bin, bedeutet nicht, dass ich ein Nazi wäre«, gab Hartner in noch leiserer Tonlage zurück. »Herr Hauptmann, Sie hören doch, wie ich Polnisch spreche. Ich fühle mich als Wrocławer, in dieser Stadt möchte ich leben, wohnen, arbeiten . . .«

»Wir entscheiden, ob du hierbleiben darfst«, unterbrach ihn Baniak. »Und die Erlaubnis bekommst du erst dann, wenn du deinen Nazi-Vornamen änderst. Zum Beispiel in »Marcin«. Na, Marcin, ist das etwa kein hübscher Name?«

Als keine Reaktion erfolgte, knurrte er: »Geburtsdatum?«

»Sechzehnter September 1923.«

»Was hast du während des Krieges gemacht?«

»Im Jahre 1942 habe ich meine Abiturprüfung am Matthiasgymnasium abgelegt.« Hartner holte aus seiner Brieftasche den zusammengefalteten Lebenslauf und las die wichtigsten Eckdaten ab: »Im September 1942 wurde ich eingezogen und kämpfte im Deutschen Afrika-Korps. Am 13. Mai 1943, nach der Kapitulation in Nordafrika, geriet ich in englische Gefangenschaft. Die Zeit von Juli 1943 bis Mai 1945 verbrachte ich in diversen Kriegsgefangenenlagern im Nahen Osten. Im Mai 1945 wurde ich aus einem Lager in Beirut entlassen und kehrte nach Wrocław zurück. Im November desselben Jahres begann ich mein Studium der klassischen Philologie an der hiesigen Universität. Letztes Jahr schrieb ich meine Magisterarbeit, und meine Dissertation habe ich vor einem Monat verteidigt.«

»Du hast aber ein Tempo drauf.«

»Mir wurde meine Abiturarbeit als Magisterarbeit anerkannt. Die Doktorarbeit schrieb ich unter der Leitung meines Doktorvaters Professor Wiktor Steffen. Der lateinische Titel lautet . . .«

»Das reicht«, unterbrach ihn Baniak. »Für mich ist nur wichtig, dass du Latein kannst. Übersetz mir das hier, aber flott.« Er warf Hartner den Zettel aus der Mappe von Fridman zu. »Und dass du dir nicht irgendwelchen Unsinn ausdenkst! Sonst darfst du nicht in unserem schönen urslawischen Wrocław bleiben und für den sozialistischen Staat arbeiten! Jetzt hast du die Gelegenheit, etwas für diesen Staat zu tun . . .«

Hartner blickte auf den Zettel und sagte nach einigen Sekunden: »Das ist die Bergpredigt, in der lateinischen Version aus dem . . . ich glaube, aus dem Matthäus-Evangelium. ›Selig sind, die da . . . et cetera.«

»Mach mir diese Übersetzung schriftlich«, murmelte Baniak, entnervt davon, dass diese Studierten immer so viel auf Lateinisch schnattern mussten – in seinen Augen machte es sie fast den Pfaffen gleich. Was hatte das mit dem einzig wahren materialistischen Weltbild zu tun?

»Ich kann es nicht so übertragen, wie es in der polnischen Version der Bibel steht. Aber ich kann es wortwörtlich wiedergeben.«

»Dann gib es wieder und plapper nicht so viel!«

Hartner tauchte die Feder in die Tinte und kratzte damit auf ein Blatt minderwertigen Papiers. Seine fein kalligraphierten Buchstaben verloren ihre Form in indigoblauen Flecken, die Feder stolperte über die winzigen Holzstückchen, die aus dem rauen Papier herausstaken; schließlich durchbohrte er das schlechte Papier und setzte statt des letzten Punktes einen Seestern mit tintenblauen Rändern. Baniak schaute ihm ungeduldig über die Schulter und las die Seligpreisungen, die Christus seinem Volke auf dem Berg zuteil werden ließ:

*Selig sind, die da geistlich arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die*

*um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles gegen euch, wenn sie damit lügen.*

Baniak hörte auf, die Lippen zu bewegen, was – wie Hartner vermutete – bedeutete, dass er mit der Lektüre fertig war.

»Ich danke Ihnen, Hartner.« Der Hauptmann sagte nun »Sie« statt »du«, was in seinen Augen eine große Ehre für den Wissenschaftler darstellte. »Ist das alles?«, fragte er erfreut, als er sich Fridmans Verblüffung vorstellte, wenn dieser die Übersetzung des lateinischen Textes las.

»Leider nicht.« Hartner rieb sich mit der Handfläche über die beginnende Glatze am Hinterkopf. »Hier steht noch ein Text, der in derselben Handschrift geschrieben wurde, allerdings ziemlich nachlässig, wohl in großer Eile. Deswegen ist er schwierig zu entziffern.« Der Philologe lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und blickte seinen Gesprächspartner aufmerksam an. »Genosse Hauptmann, wenn Sie wünschen, dass ich diesen Text ganz exakt übertrage, muss ich die genauen Umstände und den Kontext kennen.«

Baniak stellte sich ans Fenster und starrte nach draußen. Von dort war schon einmal Erleuchtung über ihn gekommen. Doch diesmal suchte er keine Inspiration dafür, wie er weiter vorgehen sollte – er wusste, was zu tun war. Er hatte Hartners Akte gelesen und wusste von dessen geradezu krankhaftem Unwillen, die urpolnische Stadt an der Oder zu verlassen; und so hatte er ein Werkzeug in der Hand, um ihn zur Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit zu zwingen. Ein einziges Wort von ihm würde reichen, ein Telefonat mit jemandem, der für solche Sachen zuständig war und nur ein paar Zimmer weiter saß, um Hartner dorthin zu schicken, wo er nach Baniaks Meinung hingehörte: nämlich nach Sibirien, wo die deutschen Kriegsgefangenen mit dem Abholzen der Taiga beschäftigt waren.

Baniak suchte nach etwas anderem, als er aus dem Fenster auf das alte deutsche Gründerzeithaus starrte, in dem ehemals eine Kredit-Anstalt untergebracht gewesen war, wovon noch eine verblasste Aufschrift zeugte, die durch die abblätternde Farbe zu se-

hen war. Er dachte nur an eines: was nämlich das Wort »Kontext« zu bedeuten hatte.

Schließlich hielt er es nicht mehr aus und brüllte Hartner an: »Hör auf, mich hier verscheißern zu wollen! Sag einfach, was du wissen willst, und Schluss!«

»Also: was ist das für ein Brief? Wo wurde er gefunden? Ich muss das alles wissen, bevor ich mich daran mache, das letzte Fragment zu übersetzen. Dieser Satz kann eine Schlüsselfunktion haben . . .«

»Weißt du, was ich mit dir mache, Marcin, wenn du auch nur ein Sterbenswörtchen darüber verlierst, was ich dir jetzt verrate?« Baniak zog die Nase hoch, machte das Fenster wieder zu und setzte sich bequem in seinen Sessel. »Wenn du nicht parierst, gehst du auf Reisen, auf eine sehr lange Reise . . .«

»Ich werde kein Wort sagen.«

Hartner erinnerte sich plötzlich an Spaziergänge mit seinem Vater, auf dem Ring, in den dreißiger Jahren, und dessen Versprechen: »Wenn du erst einmal volljährig bist, lade ich dich in den ›Schweidnitzer Keller‹ auf ein Bier ein!«

»Na gut, dann erzähle ich dir, was hier drin steht.« Baniak klopfte mit dem Finger hart gegen den Deckel der Mappe. »Willst du eine?«, fragte er und schob Hartner die Zigarettendose mit den Zigarettensmarke »Górnik« zu.

Der Philologe dachte an den »Schweidnitzer Keller«, wo er sich eines Tages hinsetzen würde, ein Bier bestellen und auf seinen toten Vater trinken, dessen Geist über den Tischen schweben würde; dann würde er einen symbolischen Toast aussprechen und einige Tropfen unter den Tisch gießen – so wie es sein Vater getan hatte, als er auf das Seelenheil des Großvaters trank, der in der Sahara von den Tuaregs abgestochen worden war. Doch um das Ritual vollführen zu können, musste er in dieser zerstörten Stadt bleiben. Hartner blickte in Baniaks blutunterlaufene Augen und nahm dieses Mal die Zigarette an.